

RONDO

Das Klassik- & Jazz-Magazin

Startseite · Bild der Woche



15. — 21. November 2025

„Wien Modern“

Lernen am offenen System

Das legendäre Neue-Musik-Festival will weg von der Arroganz der Avantgarde und öffnet sich einem breiteren Publikum

Jedes Jahr im November geht für knapp fünf Wochen „Wien Modern“ über die großen und kleinen Bühnen der Stadt, die nach wie vor als die Welthauptstadt der Musik gilt. Auf jeden Fall ist sie alljährlich im November mit Sicherheit die Hauptstadt der Neuen Musik. Die 38. Ausgabe des 1988 von Claudio Abbado gegründeten Festivals steht in diesem Jahr unter dem Motto „Lernkurven“, genauer „115 Versuche über den gelassenen Umgang mit Lernkurven“ und öffnet das Spektrum formell wie inhaltlich so weit wie nie zuvor. So untersucht das Festival, wie sich die zunehmende Diversität niederschlägt – und wen diese Musik heute erreicht. Es geht es auch darum, einen inhaltlichen Spagat zu schaffen, der einerseits mit dem Tempo der gesellschaftlichen Dynamik mithält, ohne die Wurzeln des Festivals in der westlichen Avantgarde aufzugeben.

Fast so alt wie das Festival „Wien Modern“ ist der „Erste Bank Kompositionspreis“: Seit 1989 vergibt das traditionsreiche Kreditinstitut diesen Preis – verbunden mit Aufführungen durch das Klangforum Wien. Die Uraufführung findet stets im Rahmen des Festivals statt. In diesem Jahr geht der Preis an den italienischen, in Wien lebenden Komponisten Pierluigi Billone. Im Mozart-Saal des Konzerthauses kommt seine gut 35-minütige „Studie für Ensemble“ zur Uraufführung, eine sogartig sich verdichtende Partitur mit archaisch anmutenden Passagen, bei der ein performativ bespieltes Holzbrett eine zentrale Rolle spielt.

Billone ist ein Schüler von Helmut Lachenmann, der in diesen Tagen seinen 90. Geburtstag feiert. Der Komponist ist nach wie vor aktiv und hat aus Italien, wo er heute lebt, die Reise nach Wien angetreten, um im Konzert anlässlich der Preisverleihung an seinen Schüler Billone sogar selbst aufzutreten. Nämlich als Sprecher seiner bald 35 Jahre alten Komposition „... zwei Gefühle ... Musik mit Leonardo“ für Sprecher und Ensemble.

Lachenmann wirkt hochkonzentriert, er hat allein mit dem Ensemble fünf Proben absolviert. Im Gespräch nach der Generalprobe stapelt er tief: „Ich bin Dilettant. Ich muss ja dauernd zählen beim Sprechen.“ Mit dem Dirigenten Emilio Pomarico hat Lachenmann sein Werk bereits mehrfach auf die Bühne gebracht. In die Interpretation lässt er sich nicht hineinreden: „Da kann mir der Emilio nichts dazu sagen, er passt nur auf, dass ich zum richtigen Moment einsetze.“

Lachenmanns Werk mit seiner zerfaserten, in einzelne Silben und Laute zerlegten Sprache wirkt auch heute noch sperrig und herausfordernd. Seine eigene Klangwelt glaubt Lachenmann daher heute noch verteidigen zu müssen: „Diese mir immer wieder vorgelegte Unterstellung, ich wollte dauernd neue Klänge suchen ... Ich suche neue Zusammenhänge von Klängen, die man schon kennt. Aber die sind dann in meinem Kontext irgendwie fremdartig, denn sie haben einfach eine andere Funktion.“

Allgemein steht die Neue Musik noch immer im Verdacht, dass sie sehr erklärungsbedürftig ist. Dirigent Emilio Pomarico sieht das anders: „Wissen sie, das ist ein riesiges Missverständnis, denn die Musik unserer Zeit ist einfach Musik. Und wie in der Vergangenheit gibt es die guten Stücke, die guten Komponisten und die weniger guten Stücke. Und es hängt viel von den Interpreten ab.“

Lange Zeit hatte Lachenmann mit auch mit Widerständen der Ausführenden des etablierten Klassik-Betriebs zu kämpfen, wie er sich erinnert: „1955 entstanden meine ersten Stücke, da habe ich nie die Musik gehört, sondern immer nur die Allergie der Musiker. Und so klang's dann auch. Ich habe damals meine Stücke genannt „Allergie eins, Allergie zwei ...“ Aber wenn jemand zu mir sagte, was sie machen, ist keine Musik! Den wollte ich gewinnen. Es geht um die Praxis, wie wir mit Irritation umgehen. Wir leben ja in lauter Paradiesen des Bürgerlichen. Wir glauben schon zu wissen, wie Musik geht. Aber man muss im Paradies den verbotenen Apfel fressen, sonst ist man verloren.“

Nach diesem Konzert im traditionellen Setting geht es am nächsten Abend des Festivals in den „Echoraum“, einen Treffpunkt der Wiener Impro-Szene, wo unter anderem die Formation „Endless Breakfast“ mit Percussion, Geige und Cello aufspielt. Der Saal ist voll, das Publikum sehr gemischt und ein gänzlich anderes als im Konzerthaus.

Und genauso soll es sein, wenn es nach Bernhard Günther geht. Seit 2016 ist er künstlerischer Leiter von „Wien Modern“. Auf der Suche nach einem roten Faden hat er festgestellt, dass im Gründungsjahr des Festivals Wien am Tiefpunkt seiner Bevölkerungsentwicklung angelangt war. Danach ging es parallel zum Festival stetig wieder bergauf.

„37 Jahre sind vergangen seit 1988, dem Gründungsjahr von Wien Modern und wir haben seither genau 37 Prozent mehr Menschen in der Stadt. Dieser Zuwachs ist ausschließlich auf Migration zurückzuführen. Die Geburtenrate hat sich nicht wesentlich verändert. Diese Zahlen-Parallele ist für uns der Auslöser gewesen, dass wir beschlossen haben, uns mit Lernkurven zu beschäftigen. Und uns fragen, was wir denn eigentlich dazulernen müssen? Wie kriegen wir diese Vielfalt ins Programm? Wie kriegen wir auch nachkorrigiert, wo die Neue Musik so ein bisschen auf Autopilot läuft?“

Entscheidend ist, dass das Festival sich zunehmend den benachbarten Kunstformen öffnet. Es gibt zahlreiche Tanz- und Performance-Aufführungen und Veranstaltungen im Kontext und Umfeld von zeitgenössischer Kunst. Damit reagiert Wien Modern auch auf die Tatsache, dass die Kunstproduktion heute generell neuen Gesetzmäßigkeiten folgt, wie Günther feststellt: „Es ist vorbei mit der Linearität. Wir haben unglaublich viele Vernetzungen. Es gibt ein ganz großes Parallel und Ineinander von verschiedenen Formaten, Ästhetiken, Schulen, Kunstformen. Das passiert alles gleichzeitig und wuchert so fröhlich durcheinander.“

Ein gutes Beispiel für das fröhliche Wuchern ist der nächste Abend, der im Tanzquartier mit der Produktion „Sungazing“ des Berliner Duos „Labour“ beginnt, eine etwa einstündige Performance, in der elektronische Sounds, ekstatische Percussion-Soli, Videokunst und Tanz suggestiv miteinander verschmelzen. Das ist zeitgenössische Überwältigungskunst irgendwo zwischen archaischem Ritual und Clubkultur. Danach geht es am späteren Abend ins barocke Palais Schönborn im historischen Stadtkern, dort bittet man zum „Salon Souterrain“ und einer lockeren Abfolge von DJ-Beschallung, Installationen, Performances, einer Diskussion über die Macht von Statistiken und live gespielter Musik.

Da gibt es zum Beispiel „Polyester Drops“, eine munter tickende Komposition für Klavier und verfremdende Elektronik von Igor C. Silva. Das Publikum wandelt zwanglos durch die Salons in üppigstem Barock- und Rokoko-Stil mit riesigen Kristall-Lüstern, deren Pracht die zeitgenössische Kunst an den Wänden beherzt konterkariert. Die Stimmung ist lässig, sehr international, man verhandelt nebenher durchaus ernste Themen, aber ohne in teutonischen Diskurs-Furor zu geraten. Wir sind halt in Wien und nicht in Darmstadt. Mit dem Nerd-Image hermetischer Neue-Musik-Festivals hat das hier nichts mehr zu tun.

Diese Zeiten hält Festival-Chef Bernhard Günther ohnehin für überwunden: „Wenn das so weitergegangen wäre mit dieser Arroganz der Avantgarde, hätte es irgendwann dazu geführt, dass die Neue-Musik-Szene in eine Telefonzelle gepasst hätte. Das war eine Sackgasse. Auch die Neue Musik muss Öffnungen schaffen, muss Andockpunkte bieten für Menschen, die noch keine Ahnung von diesem Kunstbereich haben und die so vielleicht darauf kommen, sich zu fragen: „Oh, das könnte irgendwie interessant sein!?“

Dass Neue Musik auch lustig sein kann, beweist schließlich die Uraufführung einer veritablen Oper. Weit draußen im 14. Gemeindebezirk Penzing findet im Otto-Wagner-Areal, einer ehemaligen psychiatrischen und pulmologischen Klinik-Anlage des legendären, die Architektur Wiens prägenden Architekten Otto

Wagner findet im sogenannten Jugendstiltheater die Uraufführung von „Abendsonne“ des Duos Kristine Tornquist und Tomasz Skweres und dem sirene operntheater statt. Die Handlung spielt in einem Altenheim und nimmt in Form einer Gesellschaftssatire die Probleme des Pflegesystems ins Visier.

Elegant zwischen Tragik und Komik balancierend beweist die Partitur von Tomasz Skweres sauberes Handwerk und liefert knackige Theatermusik mit Tempo und angemessenen, aber niemals banalen Pointen. Wie es sich für eine Buffa gehört, steht die Wortverständlichkeit im Vordergrund, lyrische Passagen haben Seltenheitswert, Sprechgesang dominiert, auch Sprechpassagen sind gefordert.

Das 13-köpfige Instrumentalensemble sitzt hinter der Szene, die das Bühnenbildduo Markus und Michael Liszt mit fünf frei stehenden Türen zweckdienlich minimalistisch möbliert hat. Die Türen werden später zu Betten in der Draufsicht, ansonsten gibt es munteres Auf- und Abtritts-Klappern wie in einer zünftigen Boulevard-Komödie. Gespielt wird mitunter auch zu ebener Erde vor der Bühne, vor allem vom Pflegepersonal und der geizigen Klinikleitung, die auch mal ein flottes Tänzchen mit dem Tee-Wagen hinlegt. Es darf gelacht werden, obwohl das Thema brisant ist und keineswegs veralbert wird. Ein Opern-Neuling, der mit Sicherheit nicht in der Versenkung verschwinden wird.

Regine Müller

Fotos: Barbara Palffy, Markus Sepperer, Christina Marx/Photomusix

